

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 59.

Montag, 11. März.

1929.

(25. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Else Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Sep Sollern legt gleichmütig neue Fichtenstämme gegen das Gezweig.

Durch das eisen schwarze Gitter der Stämme und steigt hoch zum Turme aufgebaut, fliegt das erste purpurne Erglühen.

Benita Mironow fühlt sich an beiden Händen gepackt und lachend in einen Kreis gerissen. Sep Sollerns Finger sind um ihr Gesicht geschlossen. Mit einem Schlag loht es in dem Holzstock empor. Scharfe dunkle Arabesken und Linten stehen abenteuerlich gegen gelbrote singende Glut. Gierige Flammenbänder züngeln.

Ein Lustzug stößt Rauch und Funken fratergleich zum nächtlichen Himmel. Dann sentt sich der Vorhang sprühender Sterne vor die Berge, daß sie zu Schemen geworden, erblassend dahinterstehen.

Aber der Kreis lauter, lebenstoller Menschen schwingt sich um eine goldene Burg, in der jetzt das Feuer in wirbelnden Stößen aufwärts rast.

Es gibt kein Halten mehr. Überallhin greifen die glühenden Zungen . . . „Mein . . . mein . . .“

Das Feuer lichtet, jagt. Weiter, weiter . . . Sie tanzen. Phantastisch beleuchtet, in Rauch und Lühe getaucht. Sie tanzen in dem heißen Brodem, dem wahnfrohigen Wirbel verzehrender Flammen.

Benita Mironow gleitet schwindelnd, fähnlos gelassen in Dunkelheiten schützender Bäume. Sie fühlt Sep Sollerns Mund auf dem ihren . . .

Endlich, Benita . . . endlich . . .

Ihre Augen sind weit gerissen . . . Und sie überläßt sich hingerissen dieser erlösten Zärtlichkeit . . .

In diesen Wochen wandelt sich alles . . .

Manchmal steht Benita Mironow aus den heißen Kissen auf und geht hinüber in das leere Zimmer der Kinder. Und dort beginnt der Kampf. Dort in der reinen, kühlen Kammer der Kinder liegt Benita Mironow auf den Knien. Preisgegeben . . .

In das unbeschreibliche Geheimnis ihrer Liebe eingehüllt, ringt sie mit der Rastlosigkeit ihres Blutes. Vermarktet sich: ist das Sünde . . . Sünde an euch, die ihr in mein Leben gestellt seid? Und weiß: jeder meiner Gedanken ist es. Jeder Atemzug ist Verrat an euch. Alles erstellt im Bangen des Herzens. Alles ist verhängt nun, hinter Schleieren verborgen . . .

Es kommt der Morgen. Man sieht und wartet. Wartet auf den einen Augenblick, um dessentwillen man diesen neuen Tag erträgt . . .

Es ist die Zeit im Jahre, da alles sich überblühen möchte im gesteigerten Daleinswillen, ehe das Ende kommt. Da alle Farben tiefer und stärker, die Luft heiß, herb und wie schwerer Wein ist.

An dem oder jenem der alten Obstbäume züngelt es schon wie eine kleine gelbrote Flamme empor. Wie die kleinen gelbroteten Flammenzungen jener Nacht . . .

Nie zuvor hat Benita Mironow das schmerzensvolle Wunder solcher Spätsommertage empfunden. Alles ist neu, erstmalig. Und alles ist Erwartung . . .

Sep Sollern kommt nicht oft, immer überraschend. Jedesmal ist sie im ersten Augenblick stumm, vor der Wirklichkeit seiner Gegenwart. Und jedesmal hält er zuerst die sorgfältigsten, beinahe etwas steifen Formen

fest. Wie wohlerzogene und gutgebildete Leute unterhalten sie sich, die sich einen Höflichkeitsbesuch machen.

Aber dann kommt manchmal mitten in einem gleichgültig, sachlichen Wort eine Pause. Und sie sehen sich an und ihre Augen beginnen zu reden.

Einmal . . . fragte sie ihn: „Möchtest du nicht von meinem Leben wissen? So wie es früher war?“

„Nein, denn da bin ich nicht bei dir gewesen und du gehörtest den anderen.“

Benita Mironow zuckt in seinen Armen auf.

„Das tue ich noch . . . immer . . . Sie brauchst mich, Sep.“

„Ich bin nicht geduldig, Benita. Ich bin es gewohnt, mit zu nehmen, was ich will. Ich weiß, daß man Benita Mironow nicht nimmt. Mach dich frei für mich . . . Tu es bald.“

„Ich kann nicht, Sep — — Kann nicht.“

„Noch nicht“, sagt er leise und geduldig. „Einmal wirst du es können.“ Aber sie schüttelt nur in einer mutlosen Abwehr den Kopf . . . „Nie.“

Sein Gesicht wird grau. „Du kannst nicht. Sag . . . kannst du es nicht . . . gut. Und ich bin zu Ende . . .“

Er geht hinüber, dorthin, wo Benita vor der Miniatur eines Generals Alexanders des Ersten steht. Das scharf geschnittene Soldatengesicht unter schlohweißem Haar ist streng, hochmütig und mitleidlos. Es ist ein Vorn. In seinen Augen leuchtet leidenschaftliche Hingabe an ein Großes.

Sep Sollern legt seine Stirn auf die Schulter der Frau. „Komm zu mir . . .“

Sie fühlt, wie er zittert. „Sep . . . Lieber . . . Lieber . . .“

Er richtet sich auf und sieht ihre Augen, in denen ein fernes Grausen droht.

„Ich habe dich lieb“, sagt er kindlich und ganz sanft. Dann geht er.

„Darf ich dich stören, Benita? Ich sehe, du liest . . . Ein Brief von Anna-Dorothee, ja? Gute Nachrichten wohl . . . Was erzählt sie?“

„Sie ist glücklich . . .“ Benita Mironow läßt das Blatt sinken. Die Stunde mit der Illusion einer ewigen Sonne ist voll abendlichen Lichts.

„Glücklich . . . Das heißt, sie ist jung. Späte Jahre kennen das Wort nicht mehr.“

Sie sieht betroffen auf: „Meinst du?“ . . . Benita Mironow lächelt. „Ich denke, sein Sinn wandelt sich nur . . . später. Bedrückt dich übrigens etwas, Kolya?“

„Bedrückt?“ Mon dieu, du kannst es auch so nennen. Ich bin frank, Benita. Ernstlich frank. Ich habe „Gesicht“ . . . Was, denkst du, geschieht mir eben wieder? Ich sitze unter deinem Lieblingsbaum, sehe auf die See. Träume. Ein Empfang bei Madame Suvaloff mit müßiglicher Färbung . . . Erinnerst du dich noch? Ihre Altstimme war von seltener Klangfülle. Sie soll gesungen haben, als man sie in die Reihe stellte, vor die aufgeschaukelten Gräber im Gefängnishof. — Bei ihrer Soiree damals . . . maman in einer fabelhaften Toilette . . . Ich konnte mich aber absolut nicht mehr auf die Farbe konzentrieren . . . Lächerlich, so etwas zu vergessen! Ihr Parfüm roch ich noch ganz deutlich . . . Chypre . . . Ja, nicht wahr, das ist

leßham . . . Chypre . . . Sie lebte in jüngeren Jahren diese Parfüms der Herren zu nehmen. Aber glaubst du, es sei mir gelungen, den sicher raffinierten Farben-akkord ihrer Toilette wieder zu finden? Ich habe es angestrengt versucht. Vergeblich . . . Mit einem Male fühle ich, es sieht mich einer an . . . Direkt aus dem See heraus. Ja, und da war Indris Kopf wirklich über dem Wasser. Tatsächlich nur sein Kopf . . . Ist das nicht ein Zeichen ernstlichen Zusammenbruchs? Solche Dinge zu sehen . . . Mit den beiden wachen Augen."

Er versucht heute gleichmäßig unbetont zu sprechen, sich den Anschein zu geben, als ob er die Angelegenheit nur vom gesundheitlichen Standpunkt behandelt sehe wolle.

Aber Benita weiß, daß er sich kaum mehr aus dem Hause wagt, daß ein Windstoß, das Klappern looser Siegel eine Nervenkrise in ihm auszulösen vermag.

"Wassertreten. Natürlich. Das machte Indris schon bei uns zu Hause mit Geschick . . . Er war ja immer unser bester Schwimmer. Entfinnst du dich, wie er daheim von einer weit vorgeschobenen Klippe in das Meer sprang, als wir das Sommerfest für die Leute gaben? Uns allen stand das Herz still. Aber er tauchte dann draußen an einer entfernten Stelle wieder empor . . . Es ist wohl — Tatsache."

Benita spricht langsam, jedes Wort nachdrücklich betont.

Ihr Mann fährt auf. "Das meintest du schon einmal. Benita, was soll das schon alles? . . . Ich kann nur betonen, dann müßte man Militär alarmieren . . . Polizei. Das Haus umstellen lassen . . . Die Gerichte mobil machen . . ."

"Gegen deine — Einbildungen, wie du selbst es nennst . . . ? — Kolya, wir sind in Deutschland. Man schützt hier die Menschen nicht vor ihren „Gesichten“. Benita Mironows Lippen biegen sich verächtlich.

"Du machst mich vollkommen verrückt. Einmal sagt du „Halluzinationen“, dann soll es wieder Wirklichkeit sein. Hilf mir lieber zu ergründen, was es bedeutet . . ."

"Ich soll dir helfen? Einmal habe ich es getan . . . In einer Winternacht, Kolya. Weißt du es nicht mehr? . . . Jetzt ist es an dir, für dich selbst einzustehen. Versuche diese Erscheinung doch zu fassen. Irgendwie wird sich dann zeigen, was es ist."

Er sieht sie an . . . erstaunt . . . verstört.

"Du bist eine andere geworden seit damals, Benita. Sehr verändert. Man kann allem nach nicht mehr auf dich zählen. Gut, ich werde einen Arzt auffinden, mir Beruhigungsmittel geben lassen."

Aber dann fällt ihm etwas Neues, Beschwichtigendes ein.

"Du fährst natürlich mit zur Stadt", sagt er liebenswürdig gehästig. "Die Abwechslung wird dir gut tun. Du bist zu viel allein hier draußen. Man kann Sep Sollern benachrichtigen . . . Ihr flirtet doch ein wenig, nicht wahr? . . . Er kann uns auf die große Amüsewiese führen. Das zerstreut . . ."

Ein sonderbares Laut. "Benita!" sagt ihr Mann erschrocken. "Benita, weinst du? Du . . . ? — Aber so beruhige dich doch . . . Soll ich dir etwas hübsches kaufen? . . . Wünschst du einen kleinen Stadtosse? . . . Es ist alles darin, was ihr Frauen zur Hand haben müßt . . . der Stift . . . die Puderquaste . . . Ah, pardon . . . du liebst dergleichen nicht. Du hastest es nie nötig. Die Natur hat sich verschwendet in dir. Du bist die schönste Frau, wir werden ein Fest feiern und du wirst dir selbst auswählen, was du haben möchtest in der Stadt."

Er vergißt in seiner großen Erleichterung über den schicklichen Themawechsel, daß er, um auch nur den Bruchteil des Geldes in Händen zu haben, das seine Spenderfreude verschwenden will, seine Frau um diese Summe bitten müßte.

Aber es liegt etwas Bezwingerdes in dieser Geste der früheren Tage. Es wirkt grotesk und erschüttert zugleich. Und es droht Benita die letzte Fassung zu rauben. Dies ungeschickte, halbshame Zurückstauen in ein Glück erloschener Stunden . . .

Eine Weile noch sucht ihr Mann an ihr herumzutreten. Schon wieder zerstreut, in Gedanken bei anderem. Dann schleicht er hinaus, übertrieben vorsichtig, als verlässe er das Zimmer einer Schwerkranken. Sie hört ihn im Nebenzimmer eine geheimnisvoll geschäftige Tätigkeit entwirken. Sie sitzt wie erstarrt . . .

Jetzt weiß sie es. Nie wird Kolya Mironow den Kampf mit Indrik aufnehmen. — — Aber wünscht sie es denn noch, daß ein neues Leben mit — Kolya beginne? — —

Benita greift nach Anna-Dorothees Brief und ihre Augen gehen mechanisch über die Worte, die sie doch längst im Gedächtnis trägt.

"Wer ist es, an den du ihn gerichtet hast, diesen Brief, der die einzige Bejahung eines unbegreiflich herrlichen Lebens ist . . . An wen schriebst du ihn? — — Nichts ahnst du, Anna-Dorothee, von mir.

Schön ist es, was dieser Brief mir erzählt. Alle Gloden meiner Liebe für ihn, zu dem ich mit meinen Weg bahnen muß."

Aber tiefer tönen noch . . . Anna-Dorothee, die Gloden meiner Liebe für ihn, zu dem ich mit meinen Weg bahnen muß.

Unten fällt die Gartentüre ins Schloß. Auf dem Kiesweg kommt ein eiliger Schritt.

Benita . . . Kolya Mironow steht vor Benitas Fenster. "Benita, kannst du rasch Toilette machen? Wir nehmen den nächsten Zug zur Stadt. Es klappt alles sehr schön. Eben klingelte ich Sep Sollern an. Wir werden mit ihmbummeln gehen."

Kolya nimmt sich nicht die Zeit, die Treppe erst herauszukommen. Er scheint wirklich nach dem kleinen Postamt gelaufen zu sein und ruft jetzt das Ergebnis seines Ferngesprächs mit Sep Sollern etwas atemlos zu ihr herauf.

Achtlos gleitet der kleine Brief Anna-Dorothees zu Boden. Ihre Mutter geht darüber hin, ohne es zu bemerken. Sie hastet in die Schlafstube, um sich für die Fahrt zurechtzumachen, an deren Ziel Sep Sollern wartet . . .

(Forts. folgt.)

Der Flirt des Majors Bravaleski.

Von Hanns S. Koesslin.

"Guten Tag, Herr Major!" rief Frau Pricolescu, und Major v. Bravaleski antwortete im Tone angenehmer Überraschung: "Ah, Madame!"

Der Ort Strybolaw in Ostgalizien zeichnet sich vor anderen Nestern der Gegend dadurch aus, daß er ein polnisches Zuchthaus für Schwerverbrecher mit langen Strafen beherbergt. Hier von abgesehen lebt sich die Bevölkerung aus ukrainischen Bauern und ihrem Vieh zusammen, wozu noch ein paar Polen treten, die sich selbst für die bessere Gesellschaft des Ortes halten.

Man kann sich demnach vorstellen, daß das Eintreffen einer vornehmen Rumänin und ihr Einzug in die möbliert gemietete Villa eines heruntergekommenen Strybolawers eine Sensation bedeutete. Frau Pricolescu war eine rassige, intelligente und schöne Frau, die eine vortreffliche Konversation zu machen verstand und sehr bald im Mittelpunkt der Geselligkeit des kleinen Ortes stand. Selbst der Major v. Bravaleski, der Kommandant des Zuchthauses, ein grimmiger, martialischer Junggeselle, gab vorbehaltlos die Erklärung ab, daß ihm selten eine derartig reizvolle Frau begegnet sei. Es kam so weit, daß in der guten Gesellschaft von Strybolaw bereits über das Idyll gesuchelt wurde, und man war sehr gespannt, ob es mit ihm und der schönen Rumänin etwas werden würde.

"Ah, Madame!" sagte Bravaleski also sozusagen überrascht, obwohl er mit seinem Gaul seit einer Stunde hinter einem Gebüsch gelauert hatte, bis Frau Pricolescu ebenfalls ihr Haus zum Morgenritt auf ihrer Stute verließ.

"Denken Sie nicht fortwährend an Ihre Verbrecher!" rief sie lustig. "Sie sind immer in Gedanken versunken. Aber von Verbrechern gesprochen: Sie wollten mir doch Ihre Schredestkammer einmal zeigen. Haben Sie das verloren?"

"Nein, nein, Madame, gewiß nicht", beeilte sich der Major zu versichern, "bestimmen Sie, bitte, möglichst Tag und Stunde!"

"O, wirklich?" Sie schien sich zu freuen wie ein Kind.

Dann heute nachmittag, und anschließend kommen Sie mit und nehmen bei mir den Tee.“

Sie sah ihn lieb an, und Major v. Bravaleski verneigte sich ritterlich und beglückt.

Am Nachmittag gingen sie zusammen über die engen Gänge mit den schweren Türen in düsteren Mauern. Der Major erläuterte ihr mit kurzen drastischen Worten die einzelnen „Fälle“, schob auch hin und wieder ein Kläppchen zurück und gönnte ihr einen Blick in die Zelle besonders berüchtigter Verbrecher.

„Sehen Sie hier“, sagte er, vor einer Tür stehen bleibend, „einer der gefährlichsten Juwelenräuber, der bei einem Raub in Lemberg gefasst worden ist. Michael Stibilaia, ein Landsmann von Ihnen, vielleicht haben Sie von ihm gehört. Er hat fünfzehn Jahre vor sich.“

„Mein Gott, wie furchtbar!“ rief die junge Frau mit naiem Interesse. „Darf ich ihn sehen?“

Der Major schob die Klappe zurück. Sie stellte sich los und sah hindurch.

„Wie intelligent der Mensch aus sieht!“ sagte sie, und der Major antwortete: „Das sind die schlimmsten!“

„Entsetzlich! Was machen Sie nur, wenn solch ein Unhold ausbricht?“

„Ausgeschlossen! Bei mir kommt keiner heraus, bevor seine Zeit um ist“, sagte Bravaleski überzeugt. Er schloss die Klappe, und sie gingen weiter.

Drinnen in der Zelle sprang Michael Stibilaia auf. Ein winziger, zusammengerollter Papierkeben lag auf dem Zellenflur an der Tür, soeben durch die geöffnete Klappe herabgefallen. Er hob ihn auf, las und schrieb neue Hoffnung. Er zerknüllte das Papier und verschlachte es.

Frau Pricolescu war mit dem Major weitergegangen.

„Wir können hier gleich nach draußen“, sagte er und deutete auf eine schwere Ausgangstür. Er zog einen Bünd Schlüssel aus der Tasche und öffnete. Die Tür führte auf den Außenhof des Zuchthauses, wo nur noch die hohe Mauer sie von der Außenwelt trennte.

Die Rumänin hatte mit Luchsäugen die Örtlichkeit aufgenommen und sich die seltsame Form des Schlüssels zu der Außentür genau gemerkt.

„Wird Ihnen das nicht lästig, dauernd so viele Schlüssel bei sich zu tragen?“ fragte sie ihn.

„Meine dienstliche Pflicht!“ antwortete er lachend. „Ich trage sie Tag und Nacht bei mir.“

Es war Spätherbst, und der Nebel stieg von den Weiden und Äckern.

„Wenn einer ausbrechen wollte, wäre es übrigens jetzt die beste Jahreszeit“, bemerkte der Major. „Aber sie sind bei mir gut aufgehoben!“

Als sie eine Stunde später in Frau Pricolescus Wohnung Tee tranken, war der Major entzückt von der Liebenswürdigkeit seiner reizenden Gastfrau, und er erschöpfte sich in Komplimenten, die sie huldvoll und mit süßen Blicken entgegennahm. Sie schoben ihre niedrigen, bequemen Stühle an das anheimelnd läckernde Feuer des Kamins heran.

„Sie sehen ermüdet aus“, sagte Madame besorgt.

„Das macht die Wärme nach der nassen Kälte draußen“, entschuldigte er sich und kämpfte gegen eine aufsteigende Müdigkeit.

„Keine Umstände!“ rief sie heiter. „Schlafen Sie ein Viertelstündchen! Was nützt die beste Gastfreundschaft, wenn sie uns unnötigen Zwang auferlegt? Also! Ich werde ein wenig spielen!“

Sie setzte sich ans Klavier, und es wurde eine wahre Trauermusik. Als sie lauschend aufhörte, vernahm sie regelmäßige Atemzüge. Der Major schlief.

Sie schnellte zur Tür, hinter der Loni, die Jose, bereits abwartend stand. „Schnell“, flüsterte die Dame des Hauses, „so sehr lange wird das Pulver nicht wirken.“ Mit einer Behendigkeit, die nicht erst gestern erworben sein konnte, zog sie dem schlafenden Major die Schlüssel aus der Tasche.

„Hier“, erklärte sie Loni flüsternd, „dies der Laufschlüssel für alle Zellentüren und hier der Schlüssel für die Außentür. Rasch die Abdrücke!“

Loni verschwand und kam nach zwei Minuten zurück.

„Fertig?“ fragte Madame.

„Fertig!“ bestätigte Loni und verschwand.

„Tadellos geklappt!“ flüsterte Frau Pricolescu und stellte ihrem Gast mit großer Gewandtheit die Schlüssel wieder in die Tasche.

Nach einer Weile erwachte er. Verwirrt stammelte er eine Entschuldigung, die die liebenswürdige Gastfrau aber nicht annahm. Sie führte die Unterhaltung so bezaubernd, daß er sein Kluggeschick rasch vergaß und nach Stunden beglückt von ihr Abschied nahm.

Am andern Morgen, einem Sonntag, sprach im Zuchthaus ein rumänischer Pove vor. Es war der frühere Seelosger des Juwelenräubers Stibilaia aus Bukarest, der bat, seinen Pflegebefohlenen besuchen und ihm geistlichen Zuspruch geben zu dürfen. Es lag kein Grund vor, dem Seelen-

hirten das Wiedersehen mit dem verlorenen Schaf abschlagen. Ein Wärter ging während des Gesprächs der Beiden vor der offenen Tür auf und ab. In dem Augenblick, wo er wieder einmal vorüber war, drückte der Pove, ohne mit seinen Ermahnungen aufzuhören, dem Gefangenen blitzschnell ein kleines Päckchen in die Hand, das dieser mit großer Gewandtheit im Strohsack verschwinden ließ.

Neuevoll hörte Michael Stibilaia den väterlichen Ermahungen weiter zu.

Um Abend, als der Gong des Zuchthauses längst die Schlafenszeit angekündigt hatte, lag er noch wach und wartete, bis er die Dorfstrasse schlafen hörte. Er trat zur Tür und lauschte. Der wachhabende Wärter hatte die Runde beendet; vor einer Viertelstunde war er nicht wieder zu erwarten. Der Gefangene nahm den einen der Schlüssel, die er dem Päckchen des Poves nebst einer schriftlichen Anweisung entnommen hatte, und öffnete behutsam die Zellentür. Der Gang lag verlassen, er schlich aus der Zelle und schloss lautlos wieder ab. Am Ende des Flurs, entgegengesetzt der Mitte des kreuzartigen Gebäudes, wo sich die Nachtwache befand, entdeckte er die nach außen führende Tür, zu der er ebenfalls den Schlüssel besaß. Er öffnete sie auf einen Spalt, groß genug, um durchzuschlüpfen, und schloss wieder ab. Wonnig schlürfte er die Nebelstille, wälzte sich nieder und kroch über die feuchte Erde, von der Tür aus in gerader Richtung bis zur Außenmauer. Eine Reihe von herbstlich fahlen Bierbeeten ließ daran entlang; hinter ein paar Sträuchern verbarg er sich. Nach einer Weile vernahm er den Schritt des Postens, der die Hofrunde machte. Er ging vorüber, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken.

Michael Stibilaia wartete, bis alles wieder still war, stieß dann leise und sah, wie eine Täuleiter über die Mauer geworfen wurde. Er schwang sich hinauf. Eine halbe Minute später stand er draußen. Er war frei!

Sein Retter schüttelte ihm die Hand. „Sei mir willkommen, mein Sohn!“

„Hab Dank, ehrwürdiger Vater!“ Sie lachten und machten sich aus dem Staub. Eine halbe Stunde später jagte von der Villa Pricolescu ein vollbesetztes Auto auf der Landstraße davon.

Major v. Bravaleski verlor fast den Glauben an sich selbst, als ihm am andern Morgen der Ausbruch mitgeteilt und die Einzelheiten geschildert wurden. „Es ist nichts beschädigt“ jammerte der Inspektor, „wir stehen vor einem glatten Rätsel!“

Das Rätsel löste sich nach drei Tagen, als der Major, er wußte selbst nicht wie, allmählich stutzig darüber wurde, daß die schöne Rumänin so plötzlich ihre Spazierritte aufgegeben hatte. Er hatte eine furchtbare Vision und begab sich in Begleitung eines Gendarmen in die Villa.

Das Nest war leer. Im Salon fand er einen Brief, der seine Adresse trug. Er öffnete und las:

„Liebes Majorchen!

Entschuldigen Sie die Schrift, aber es geht alles in der Eile: Sie werden das begreifen können. Mein Mann läßt Sie herzlich grüßen; die Schlüssel hätten vorzüglich gepaßt. Der ehrwürdige Vater erteilt Ihnen seinen Segen.

Ihre Ihnen wohlgenieigte

Maria Stibilaia (alias Madame Pricolescu)“

Der Major bekam so das Bittern, daß der Gendarm nach einem Glas Wasser rannte.

Die Spur im Schnee.

Von Max Berkow.

Wer nicht auf Schneeschuhen läuft, dem werden wohl die „Brettel“ als Symbol des Schneeschuhlaufs erscheinen; aber für den Läufer selbst ist doch mehr die Spur im Schnee das Symbol: diese Spur, die ihn auf der ganzen Fahrt begleitet, die entweder schon vor ihm her läuft und der er dann meist gerne folgt, oder die er selber als Erster in das weite Schneefeld zieht. Er wird kein schöneres Bild mehr kennen als diese Spur, wenn er erst ihre Seele erkannt hat, denn die beiden Gleise, die sich da im Schnee hinziehen, vertragen Leben und sprechen für ihn eine bestimmte Sprache, zu der nur er den Schlüssel hat.

Einsam liegen weite Hänge, von frischgefallenem Schnee bedeckt. In wechselnder Schnelligkeit zieht — vielleicht in ihrer Gesellschaft — der Schneeschuhläufer seine Bahn darüber hinweg. Bergauf langsam, tief im weichen Pulverschnee furchend, eben schon in flotterem Schritt, bergab aber in sanftem Schwung gleitend. Und dann steht er irgendwo oben am Waldrand auf hohem Berge und sieht kilometerweit noch die beiden Spuren, — seine und ihre, tief ein-

geschnitten, deutlich im Sonnenlicht erkennbar, selbst noch dort, wo sie an einem fernen Hang sich hinter einer Bodenwelle verlieren, um ein paar hundert Meter weiter wieder aufzutauen. Hier laufen sie glatt nebeneinander; dort ging es schnell, und er machte links jenen Bogen nach links, um bei der Abfahrt einem Haselgebüsch auszuweichen; darüber auf der Hochfläche standen sie still, um Umschau zu halten; und jene beiden breiten, deutlich sichtbaren Löcher, dort haben sie sich in den Schnee gesetzt, weil eine plötzlich auftauchende Böschung gar zu steil gewesen war.

Oder entfindest du dich, du blondes Mädel, an jene Spur, die wir vor Jahren einmal in langem Tageslauf in einem weit entfernten Waldgebirge zogen? Es ging in dichtem Schneetreiben immer auf dem Kamm entlang, und einmal war dichter Wald um uns mit schneegefüllten Jungtannen, bald Hochfläche mit phantastischen Rauhreifbildung, dann wieder ging der Blick in ein dunkles, schluchtartiges Tal oder über ein einsames Gebirgsdorf. Einmal führte ich, dann wieder du, und mein Auge folgte — ähnlich wie es Schiller von anderen Spuren sagte — liebkogend diesen beiden gleichmäßigen Linien im Schnee. Lang ist's her!

Vielleicht andere Spuren noch zog ich in langer Schneeschuhläuferzeit, bald nah, bald fern, immer mehr Wanderer als die Matten, den Übungshang oder den Sprunghügel. Oft war es schön, ganz einsam stundenlang durch die Berge zu ziehen und in wetten Tannenwäldern als einziger dem Reh zu folgen, den hirsich an der Futterstelle zu beobachten, den Raubvogel oben mitschauende Kreise um den fremden Wanderer schlagen zu sehen. Da gab es Raft auf den besten Plätzen, erlebte man Kampf gegen Schneesturm oder gegen Wegesperrung durch hunderte gestürzter Bäume, und fast immer gab es irgend eine ganz große Abfahrt an Wiesenhang oder auf Straßen — um so schöner, je weniger bekannt sie mir war. Durch manches Höllental kam ich schon abwärts gezogen, über manchen Feldberg oder Schneeberg oder Schneekopf ließ ich, denn diese Namen wiederholen sich fast überall.

Immer sind dabei die Spuren: die mit den dicht nebeneinanderliegenden Gleisen des guten Läufers, die weiter voneinander entfernten oder unregelmäßigen des Anfängers, die bei der Abfahrt ganz weit auseinandergezogen des Unerschaffenen oder Angstlichen. Und neben der Spur sind in regelmäßigen Abständen im Schnee die Löcher und Streifen, die die Stöcke machen. Tad — tad, so geht bei festem Schnee ihr Geräusch, während sie in weichem Schnee nur leise knirschen zum Zischen der Schneeschuhe. Nur wenn es über Harz und Eis geht, wenn der gefrorene Schnee unter den Brettern wie Glas zerplatzt und krachend bricht, — dann gibt es kaum eine Spur!

Eine zarte, feine Zeichnung ist unsere Spur, geliebt von allen. Die Sonne glitzert auf ihren Schneekörnchen, der Frost macht sie erstarrten. Und wenn der Wind den Schnee über sie hinwegstößt, dann wird sie immer weicher, immer verschwommener. So treffen wir sie — fast verwischt — vielleicht nach Wochen einmal wieder, und wenn wir sie erkennen, lächeln wir ihr froh und dankbar zu. Sie ist unser eigenstes Zeichen, diese Spur des Schneeschuhläufers — keiner ahmt es uns nach.

Karthago.

Von Gräfin Brodorff-Buddenbrock.

Ob die Phönizier wohl ebensolch scharfe Messer besaßen wie wir? Diese Frage drängt sich einem unwillkürlich auf, wenn man auf dem alten „Byrsa“- (Fell)-hügel von Karthago steht und dessen Ausdehnung betrachtet. Dido, die phönizische Königin, mus ein sehr scharfes Messer und eine hervorragende Geschicklichkeit besessen haben, mit denen sie die berühmte Rindsbaut in Stunde schnitt. Sie hat eine große Fläche Land damit umspannt. Der numidische König Hiarbas, der sowiel Grund schenkte, wie sie mit einer Rindsbaut bedecken konnte, mache bei diesem Geschenk entschieden einen bösen Handel. Dido war eben eine Phönizierin und verstand sich darauf, Geschäfte zu machen.

Die statliche Burg, die mächtige Stadt, die sind zerfallen im Staub, Steine, Trümmerhaufen, vergänglich wie alles, was Menschenhand erschafft. In seiner Blütezeit zählte Karthago fast eine Million Einwohner und beherrschte das Mittelmeer; heute ist es nur noch eine geistige Erinnerung. Weit an der afrikanischen Küste dehnte es sich aus, Sardinien, Korsta, Sizilien, ja sogar Spanien gehörten zu seinen Kolonien. Das ist längst dahin.

Der Hafen, von dem aus Hannibal, Scipio und Hasdrubal ihre Siegeszüge unternahmen, in dem Handelsschiffe

reich beladen aus- und einließen, ist tot und verhandet. Er bildet zwei kleine Seen, die eine schmale Landsenge vom offenen Meer trennt. Nur die Flamingos schreiten noch stolz an seinen Ufern umher oder fliegen wie rosentote Wölchen über sein stilles Wasser.

Oben auf dem Burghügel erhebt sich die große, weiße Kathedrale, die weit über Land und Meer leuchtet. Im Jahre 1270 starb hier Ludwig der Fromme von Frankreich, und ihm zu Ehren erbaute Ende des vorigen Jahrhunderts ein Kardinal dies Gotteshaus. Daneben steht ein Kloster, das ein sehr interessantes Museum der hier gefundenen Alterthümer beherbergt. Aus allen Epochen karthagischer Geschichte sind Stücke vorhanden, aus der punischen, römischen und christlichen Zeit. Leider sind die wertvollsten Mosaiken, ganze Fußböden, in den Bardo, das Lustschloss des Bey von Tunis, verschleppt. Schön und weltverloren ist der anschließende Klostergarten, in dem ebenfalls ausgetragene Alterthümer aufgestellt sind: Säulenstümpfe, Fragmente einer römischen Wohnung, Sarkophage, Reliefs und Mosaiken. Zwischen diesen Mosaiken wuchert ewigende Blumenwilde. Weiße Margueriten in großen Blüten, rote und rosa Rosen, die an den Säulen und Mauern emporwachsen, rosa und blaue Winden, die das altersgrauen Gestein mit einem bunten Teppich bedecken.

Lässt man Kloster, Kirche und die störenden, modernen Hotelbauten hinter sich, so kann man sich in die alten Zeiten zurücktrümmern. Unien am Hügel, bei dem kleinen Bahnhof, liegen die Überreste des ehemaligen statlichen Amphitheaters, von dem arabische Geschichtsschreiber noch im zwölften Jahrhundert behaupten, es habe seinesgleichen im Weltall nicht. Von dem daneben liegenden Hippodrom sind Arena und Umfassungsmauern noch gut erkennbar. Vollkommen erhalten sind die antiken Bisternen, die mit ihrem klaren, frischen Wasser heute wieder die ganze Gegend versorgen. Nordöstlich blickt man auf das alte Kap Karthago, auf dem das arabische Dorfchen Sidi-bu-Saïd liegt.

Unverändert und ungestört bleibt die Natur. Was einst Dido von ihrer Burg erschauete, breit sich auch unseren Augen dar, die gleichen Höhen, von wogenden Kornfeldern bedeckt, welche Feingefülsbeden in seltsamen, phantastischen Formen umschließen. Rote Geraniumblüthe, die sich durch diese Decken schlängen, flammender Mohn, der wie ein Purpurnmantel die Felder bedeckt, wilde, rote Gladiolusstengel, mannshoher, schlanker Fenchel mit seinen gelben Blütenzöpfen. Doch alles überstrahlt die goldene Pracht der Mimosenbäume, deren süßer, betäubender Duft die Luft durchströmt. Vielleicht wurde aus Mimosenholz einst Didos Scheiterhaufen errichtet, auf dem sie sich aus Kummer über Aeneas Schelten verbrennen ließ?

Tief unten leuchtet das gleiche, durchaus Meer, das einstmal die Gründer und später die Zerstörer Karthagos herantrug. Seine Wellen rauschen wie vor Tausenden von Jahren und die gleiche heiße afrikanische Sonne steigt morgens ratgolden aus seinen Fluten. Sie färbt auf ihrem Tageslauf das Korn goldbraun, lohlt den feurigen Wein in den schwarzen Trauben und sinkt abends kupferrot hinter den Hügeln zur Ruhe.

Jedes Glück hat seine Nieder.

Jedes Glück hat seine Nieder,
Und zu jedem Haus gehören
Rimmermüde Ehrabschneider,
Die der Menschen Frieden stören.
In den untersten Kloaken
Wird die helle Brut gesichtet
Und mit Zischeln und mit Quaken
Rot und Elend angerichtet.

Und sie spinnen ihren Geifer
Auf die Alten und die Jungen,
Und sie weken voller Eifer
Ihre giftgeschwollenen Zungen,
Schonen Glück nicht und nicht Ehre,
Nicht den Braven, nicht den Guten;
Gleich dem stets bewegten Meere
Wälzen sich die trüben Fluten.

Aber, will man sie dann fassen,
Werden schnell sie sich entwinden
Und im Schmuck der breiten Gassen
Lauflos und gewandt verschwinden.
Müsst die Hände nicht beschmutzen...
Aber, wollt den Kampf ihr wagen,
Müsst ihr, aller Welt zum Kuben
Nur mit Keulen sie erschlagen.

P. C.